**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 27 (1923-1924)

**Heft:** 12

**Artikel:** Aus dem Leben einer alten ägyptischen Familie

Autor: Roeder

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-668532

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Aus dem Leben einer alten ägnptischen Familie.

Vom Museumsdirektor Dr. Roeder.

Die Hinterlassenschaft des Pharaonenreiches besteht im wesentlichen in Tempeln und Gräsbern, zu denen einige Königspaläste und nur wenige Stadtruinen mit Privathäusern komsmen. Es handelt sich meist um Denkmäler der großen Kunst, und unter diesen überwiegen solche religiösen Charakters. Daneben sind nun allerdings in Ägypten mehr als in anderen

Ländern aus dem Boden Gegenstände für
den täglichen Gebrauch
zum Vorschein gekommen, die der trockene
Wüstensand erhalten
hat, während an anderen Stätten antiker
Kultur die Bodenseuch-

Kultur die Bodenfeuch= tigkeit sie zerset hat. Wohl haben wir in den durch die Lava des Be= subs verschütteten

Städten bei Neapel eine römische Stadt erhal= ten, der aus dem ge= samten Altertum nichts Gleiches an die Seite zu stellen ist — und wer hätte nicht beim

Durchwandern von Pompeji das antife Leben vor seinen Augen wiedererstehen gesehen? Und doch wird der aufmerksame Besucher eines ägyptischen Museums in diesem viele kleine Gegenskände finden, die die Bewoh-

ner des alten Agyptens einst in den Händen gehalten haben, wie sie aus keiner anderen Ruinenstätte zutage gekommen sind. Oft sind sie aus so zerbrechlichem Stoff, daß man immer wieder staunt, wie sie Jahrtausende haben überdauern können. Diese Länge der Zeit ist ja der Punkt, der den Resten der Kultur des Pharaonenreiches einen ganz besonderen Wert verleiht.

Der Charakter der Tempel und Gräber sowie der Stil der in ihnen ausgesprochenen großen Kunst bringt es mit sich, daß uns dort dekorative Arbeiten geboten werden, in denen sich gewisse bestimmte Theen von Bildern wiedersholen, stets weiter vererbt durch Schulen von Bildhauern und Malern, deren Aufgabe in dem auf allen Gebieten konservativ gerichteten Üghpten vor allem die Pflege der überkommenen Kunstformen war. In einem Tempel pflegt man nichts zu sehen als Bilder des Königs und der Götter, daneben nur noch Darstellungen zur

Berherrlichung der Kriegstaten des Pharao. In den Gräbern der Brivatleute findet sich unter den Wandbildern nichts, was sich nicht auf das Leben des Grabherrn und dessen Fortsetzung im Jenseits besöge. Gebete und Opfer vor dem göttergleichen Herrscher und den großen Gottheiten des Landes sind

die wichtigsten Illustrationen zu der Lebensbeschreibung des Toten, auf die der Blick des Beschauers zunächst fällt. Aber daneben treten Szenen auf, in denen der Herr des Grabes nicht nur von seinen Totenpriestern und Dienern allerlei Gaben empfängt, sondern in denen er im traulichen Familienkreis sein Le-

ben mit behaglicher Kuhe genießt. Mann und Frau sitzen nebeneinander auf einer Bank oder einem Sosa, zärtlich umschlungen und von ihren Kindern umgeben.

Erwachsene Söhne und Töchter sind an



Gruppe eines Chepaares. Steinmet Imhotep und seine Frau Hathor-anch.

die Spitze der Hausangestellten getreten und bringen den Eltern Speise und Trank dar. Kleinere Kinder schmiegen sich an die Mutter und spielen mit einem zahmen Affen oder einer Blume. — Solche Bilder aus dem äghptischen Familienleben in den Privatgräbern sind uns besonders sehr wertvoll, weil Frauen und Kinder in den Denkmälern der königlichen und priesterlichen Kunst völlig zurücktreten. Priesterinnen sind zwar seit alter Zeit in Äghpten vorhanden gewesen, aber die Tempelrelies stellen sie nicht dar. Unter den Pharaonen, die in dem Tempel allein als Vers

treter des Volkes vor die Götter treten dürfen, hat es nur eine einzige Frau gegeben: die Kö= nigin Satschepsut in der 18. Dynastie, und diese wird in Statuen und Reliefs zur Verschleierung des Tatbestandes oft genug als Mann darge= stellt. Die Gattin des Pharao tritt erst in grie= chischer Zeit an die Seite ihres Gemahls, wenn er den Göttern opfert. Dabei sieht man ge= legentlich die berühmte Kleopatra und andere Damen des ptolemäischen Kürstenhauses in ägnptischer Tracht und mit einer ägnptischen Frisur, die sie nicht ohne spöttisches Lächeln getragen haben werden. Die Bevölkerung bes Landes scheidet bei dem ägnptischen Gottes= dienst, wenigstens nach der Darftellung der Tempel, völlig aus, und die Untertanen werden bei dem Opfer des Pharao vor den Göttern weder im Bilde noch in den begleitenden In= schriften berücksichtigt; sie sind eben nur Unter= tanen, und ihre Rolle besteht darin, daß die Götter dem Pharao die Herrschaft über das Volk in die Hände geben. Es ist selbstwerständ= lich, daß bei dieser Sachlage weibliche Wesen in den Tempeln überhaupt nicht erscheinen, es sei denn bei der Darstellung der Volksmassen von unterworfenen Ländern, die in langem Zuge

sich demütig vor der Majestät des Pharao

beugen.

Auch die fünstle= rische Ausstattung der wenigen Königspaläste, die in Agnpten auf uns gekommen sind, ift dazu angetan, nicht die Gattin und Kinder des Herrschers zur Gel= tung zu bringen. Eine Ausnahme macht Rö= nig Amenophis IV., der unter dem Namen Achnato bekannte Re= formator, der sich in der Stadt Amarna eine neue Residenz nach sei= nem eigenen fünstleri= schen und religi= Geschmacke ösen schuf. Er hat sich nicht nur in der repräsentativen Ausübung seines

föniglichen Am=

Isis säugt ihren kleinen Horus. (Bronzefigur).

tes, sondern auch im Gottesdienst zusammen mit Gattin und Kindern darstellen lassen. Er folgt darin seinem Vater und Vorgänger Ame= nophis III., dessen Kolossalstatue im Familienfreise jeder Besucher des ägnptischen Museums in Kairo in Erinnerung haben wird, wo sie in der großen Mittelhalle vom Erdgeschoß bis zum oberen Stockwerk hinaufreicht. Amenophis IV. ist aber noch einen Schritt weiter gegangen als sein Vater. Wer die wundervolle Ausstellung von Kunstwerken aus Amarna im ägyptischen Museum zu Berlin gesehen hat, dem wird un= vergeklich sein, daß dort die königliche Familie in so rein menschlicher Auffassung dargestellt ist wie zu keiner anderen Zeit der ägnptischen Ge= schichte — gar nicht zu sprechen von dem unver= gleichlichen Bildnis der Königin, das stets einen der ersten Plätze unter den Bildnissen aller Zei= ten und Bölker einnehmen wird.

Aber im ganzen ist es doch eben verhältnis= mäßig selten, daß die Hinterlassenschaft der al= ten Agypter uns in ihr Familienleben hinein= sehen läßt. Wo es überhaupt möglich ist, tun wir es dann freilich befonders gern, wie es ja auch sonst im menschlichen Leben zu sein pflegt. Wir freuen uns, wenn die Statue aus einem



Holzfigur eines Prinzen.



Ibis (Bronzefigur).

tun, wenn nicht die Frau durch Auflegen der linken Hand auf die linke Schulter des Mannes den inneren Zusammenhang herstellte; das falsche Größenverhältnis und die Absehung der Sokskel trennen die beiden Figuren scharf vonseinander. Die beiden Shegatten sind in dies

fer frühen Gruppe offenbar noch nicht recht zu= sammengewachsen. Wenige Generationen spä= ter hat sich dann in der ägyptischen Runst die Familiengruppe herausgebildet, in welcher die Chegatten und Kinder in natürlicher Weise nebeneinanderstehen oder -sitzen, und die Gruppenkomposition hat verschiedene Thpen für das beliebte Thema gefunden. Abb. 3 zeigt einen Prinzen von zierlicher Gestalt mit schwerer Perücke, an der rechten Schläfe die breite Haar= strähne, die als "Kinderzopf" zum prinzlichen Ornat gehört. Was dieser Holzfigur mit rot= braun bemaltem Körper ein besonderes Interesse verleiht, ist die hieroglyphische Inschrift am Sockel; sie ist für die Königin Teje, die Gattin des obengenannten Amenophis III., ge= arbeitet und zeigt, daß die Figur im Altertum in einen für andere Zwecke vorgesehenen Sockel eingelassen wurde.

Die einleitende Betrachtung der ägyptischen Religion hatte uns gelehrt, daß in den Tempel= reliefs der Pharao als alleiniger Vertreter des Volkes vor den Göttern aufzutreten pflegt. Un= fere Abbildung läßt die typische Form dieser Tempelreliefs erkennen: Rechts steht der König im altertümlichen Ornat, das Räucherwerkzeug in der Hand; links hockt auf einem altarähn= lichen Untersatz das heilige Wesen, das hier die Stelle der Gottheit vertritt. Es ist ein Pavian, das dem Gotte der Weisheit geweihte Tier; die Paviane leben bekanntlich in Herden von straf= fer Organisation und fester sozialer Gliederung, so dak es begreiflich ist, wenn die alten Agypter diese klugen Tiere, die ihnen das Vorbild ihres staatlichen Organismus in der Natur zeigten, gerade dem Gotte der Weisheit und Ordnung zugesellten. Unser Tempelbild stammt schon aus griechischer Zeit, und es entspricht in der Ersetzung der Gottesgestalt durch das ihm hei=

lige Tier nicht ganz der in der eigentlich pharaonischen Zeit üblichen Darstellungs= weise. Das Eindrin= gen des heiligen Tie= res in die Welt der großen Gottheiten verrät einen späten Zug und volkstüm= liche Vorstellungen innerhalb der prie= sterlichen Kreise.



Rațe (Bronzefigur).

Bum Verständnis dieser Erscheinung müs= sen wir die Vorstellungen des priesterlichen Dogmas verlassen und uns die Frage vorlegen: Wie sind denn eigentlich die Gottesbegriffe eines altägyptischen Kleinbürgers gewesen? hat er bei den großen Tempelfesten auch einen Blick auf die Reliefs und Statuen im Vorhof werfen dürfen. Aber im ganzen sind ihm die Göttergestalten, die er dort sah und denen die Priefter ihre schwerverständlichen Symnen san= gen, innerlich fremd geblieben. Der gemeine Mann hatte andere Vorstellungen von Gott und Welt als der gelehrte Priester. Ein Volk von Bauern ist vor allem von der Natur ab= hängig, und die Mächte der ihn allgewaltig um= gebenden Natur bestimmen sein religiöses Befinden. Der Herrscher der Welt muß für jeden, der unter dem ewig blauen Himmel Aghptens gelebt hat, der Gott der Sonne gewesen sein, die täglich unabänderlich über den Himmel zieht, alles Leben weckt und unerbittlich zerstört, wo ihm nicht Waffer zum Gedeihen zugeführt wird. Die gezähmten Haustiere und die wilden Tiere der Wiiste, das sind die Lebewesen, mit denen der Agypter täglich umging und deren typische Vertreter er zunächst in seine Welt von höheren Wesen aufnahm. So wurde der Stier, die Ruh, der Schaf= und Ziegenbock, außer dem die Rate unter die heiligen Tiere aufgenommen. Der Bo= gel Jbis, der bedächtig durch das Sumpfwaffer schritt und mit seinem krummen Schnabel ge= schickt seine Speise zu fangen wußte, wurde wie der Pavian dem Gotte der Weisheit zugesellt.

Unter den menschengestaltigen Göttern hat die Familie des Osiris die besondere Teilnahme der einfacheren Leute im alten Üghpten gesunsden. Osiris hatte eine Gattin Isis, und diese war mit ihrem kleinen Jungen Horus der Liebsling des äghptischen Bolkes die in die römische Reit hinein. Unsere hübsche Bronzegruppe (Abb.

2) zeigt aus älterer ägyptischer Zeit die beliebte Gestaltung der Mutter mit dem Kinde, die bis in die christliche Zeit hinein gedauert hat und das Vorbild zur Madonna wurde.

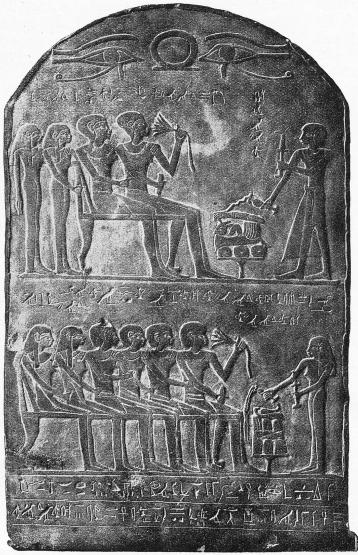
dem die Erhaltung des menschlichen Körpers im Grabe anvertraut war. Dieser Punkt mußte für ein Volk mit so ausgeprägtem Jenseitsglauben wie die Ägypter von großer Bedeutung sein,



Tempelrelief. König Ptolemäus I. bringt vor einem hockenden Pavian Käucheropfer.

Osiris selbst war ein Totengott, der Beherrscher jenes dunklen Reiches in der westlichen Wüste, in das jeder Mensch einmal am Ende seines Lebens ziehen mußte, von dem er aber nicht gern sprach. In jenem Reiche der Toten walteten noch andere Gottheiten, z. B. Anubis,

denn wenn die Leiche zerstört war, konnte auch die aus ihr freigewordene Seele nicht wohl auf ein ruhiges und glückliches Leben im Jenseits rechnen. Unsere Abbildung zeigt eine überaus reizende Figur des Totengottes Anubis mit dem Kopfe des ihm geweihten schwarzen Hun-



Grabstein zweier Männer (oben sitzend) mit Darstellungen von Totenopfern ihrer Kinder.

des; in seiner ungewöhnlichen Erhaltung eines der prächtigsten Stücke altäghptischen Kunstgewerbes.

Der Wert, den der Äghpter auf sein Weiterleben legte, hat ihn veranlaßt, bei Lebzeiten an
eine sorgfältige Erhaltung seiner Leiche zu denken. Er ließ deshalb rechtzeitig einen Sarg für
sich ansertigen, und es würde dem äghptischen Gedankengang nicht widersprochen haben, wenn
reiche Leute ihren Sarg mit auf die Reise genommen hätten, wie wir es von chinesischen Fürsten der Gegenwart gehört haben. Der ägyptische Sarg des neuen Reichs und der späteren Zeit hat in der Regel die Form der in ihm liegenden Mumie; Kasten und Deckel sind mit Bildern aus dem Jenseits bedeckt und enthalten in ihren Inschriften oft die Formeln, deren man

im Jenseits bedarf, um sich den Weg durch verstärkte Tore zu erzwingen oder gegen bose Geister mit spitzen Bähnen oder scharfen Messern zu schützen. Ein Grabstein (S. 372) zeigt die schon obenerwähnte Szene, in welcher die Eltern von ihren Kindern Totenopfer empfangen. So dachte der Ägypter sich das Leben im Jen= seits; auch dort wollte er von seinen Angehörigen umforgt sein. Sie soll= ten ihm schaffen, was er zum täglichen Leben haben mußte. Und da der Herr des Hauses vielleicht aus bestimmten Erlebnissen Grund zu der Annahme hatte, daß man ihn ge= legentlich vergessen würde, so beugte er dem Verhungern und Verdursten sei= nes geliebten Körpers durch die Mit= nahme von kleinen Holzmodellen vor. Unsere auf Seite 375 stehenden Bil= der stellen ein mit Kornreiben be= schäftigtes Mädchen und das Schlach= ten einer Kuh dar. Da braucht man nur die Zauberformel zur Belebung dieser Gruppen zu kennen, und sofort ist man mit Mehl und Fleisch ver= sorgt. Wohlhabende Agnpter haben gern diesen Weg gewählt, um ihre sorgenlose Existenz im Jenseits zu sichern.

Die Bilder unseres Aufsatzes stellen ausnahmslos Originale aus dem Pelizaeus-Museum in Hildesheim dar, und ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne die

Leser zum Schlusse wenigstens noch kurz mit der Persönlichkeit bekannt zu machen, der diese Schöpfung zu danken ist. Herr Wilhelm Peli= zaeus ist vor einem halben Jahrhundert als junger Raufmann nach Rairo gegangen und hat dort neben der Ausübung einer regen und auch erfolgreichen geschäftlichen Tätigkeit stets Alter= tümer gesammelt, endlich auch wissenschaftliche Ausgrabungen allein oder in Verbindung mit Universitäten unternehmen lassen. Seinen Besitz an ägyptischen und griechischen Kunstwerken hat er 1909 seiner Vaterstadt Hildesheim ge= schenkt und für die Ausstellung und weitere Ausgestaltung eines ägyptischen Pelizaeus-Mufeums in freigebiger Weise gesorgt. In Würdigung des wissenschaftlichen Charafters des Pelizaeus-Museums, das stiftungsgemäß einem

Fachmann unterstellt ist, hat die Universität Göttingen Herrn Pelizaeus die Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber verliehen. Die seltene Chrung erreichte ihn vor wenigen Wochen bei dem zehnjährigen Bestehen des Mus

seums und kurz vor seinem 70. Geburtstage. Der Ruf der Schenkung des Herrn Dr. Pelizaeus ist inzwischen über die ganze wissenschaftzlich und künstlerisch interessierte Welt verbreitet worden.

## Zauber.

Den Rosenzauber festzuhalten, der gar so schnell vorübereilt, will ich zum Bilde ihn gestalten, auf dem noch gern das Auge weilt, wenn längst die Sommerlust vergangen, der Garten kahl und früb und seucht, und uns der Rose Dust und Prangen wie eine schöne Sage deucht. So geht dir's, Herz, in deinen Tiefen: lebendig reiht sich Bild an Bild, wenn dir aus längst vergildten Briefen ein Zauberhauch entgegenquillt, der alte Zauber, der die Hände und Herzen einst so seit verband, als noch die Torheit ohne Ende, als noch die Welt in Rosen stand.

M. Schubert, Feldmeilen.

## Etwas über Kurpfuscherei.

Sin Mahnwort von Dr. A. Zimmermann, Zürich.

(Schluß).

Soll ich einige dieser Sekten hier aufzählen, so sind die namhaftesten darunter wohl die Homsopathie, die Elektrohomsopathie, der Heilmagnetismus, das Gesundbeten, der Baunscheidtismus, das Pflanzen- und Kräuterheilverfahren und die Naturheilkunde. Ich kann selbstverständlich im Kahmen dieses Aufsates nicht auf jede einzelne der genannten Kurpfuschersekten eintreten, aber über einige derselben muß ich doch notgedrungen ein aufklärendes Wörtlein sagen.

Sahnemann, der Begründer der So= möopathie, ging von der Voraussetzung aus, daß man die Krankheiten nur mit den= jenigen Mitteln bekämpfen dürfe, die die ähn= lichen Erscheinungen wie die Krankheiten, selbst hervorbrächten. Daher der Name, vom griechi= schen homoios, ähnlich, abstammend, d. h. es sollte also Ühnliches mit Ühnlichem bekämpft werden. Da man nun nicht im Stande war, für jede Krankheit ein Mittel zu finden, das ähnliche Erscheinungen wie die Krankheit selbst hervorbringt — was übrigens überhaupt ein Unsinn ist, da man ja sonst durch diese Mittel die entsprechenden Krankheiten künstlich erzeugen können müßte, was noch Niemandem gelungen sein dürfte, — so kam man rasch dazu, ir= gendwelchen Mitteln die gewünschten Kräfte ein= fach zuzuschreiben, auch wenn sie sie tatsächlich nicht besaßen. Daß das Schwindel und Aber= alauben in Reinkultur ist, sieht oder sollte jeder vernünftige Mensch ohne weiteres einsehen. Eine

andere Lehre der Homöopathie ist die, daß die Heilmittel bloß in großen Verdünnungen gute Wirkungen erzeugten. So spricht man in der Homoopathie von der 10., 14., 20. Verdünnung. Aber sogar solche weitest getriebene Verdünnun= gen —, die in der Form von kleinsten Rügelchen dem Patienten serviert werden —, sollen nach Unsicht der Homöopathie noch gelegentlich ge= fährlich wirken, so daß man den Kranken ge= wiffe Villen überhaupt nicht einnehmen, sondern ihn bloß daran riechen läßt. Das Wesen der Homöopathie hat einst ein bedeutender schweize= rischer Arzt und Universitätsprofessor draftisch gegeißelt, indem er erklärte, daß diese homöo= pathischen Mittel so wirken, wie wenn man einen Eglöffel einer Medizin in einen strömen= den Fluß schüttete, eine Stunde unterhalb der Einwurfsstelle einen Eklöffel Flukwasser her= ausschöpfte und von diesem Eklöffel täglich 1—2 Tropfen einnehmen würde. Trot dieses offenkundigen Unsinnes, gibt es aber immer noch Leute, die auf diese Absurditäten schwören. Ihnen ist nicht zu helfen.

Der gleiche Unsinn wird in der Elektrohomöopathie geleistet und verbreitet. Wenn man so ein Buch über diese Materie durchliest, staunt man über den Blödsinn, der da produziert wird, und staunt über die Dummheit des Publikums, das solche Dinge glaubt und schluckt. Frage doch einmal einen Lehrer oder den Elektriker, der bei Dir, lieber Leser, eine desette Leitung repariert, wie die Elektri-